



Die Zukunft des Wohnens

Wo werden wir künftig leben, wie unseren Wohnraum gestalten, wo all die Leute in den stetig wachsenden Städten unterbringen?



Wenn Zukunftsforscher Häuser planen: „Nicht die Technik, sondern der Mensch muss smart sein.“ Oona Horx-Strathern lebt mit ihrer Familie im Zukunftshaus in Wien

„shared metres“

Wohngemeinschaften statt isolierter Privaträume!

Trend- und Zukunftsforscherin Oona Horx-Strathern über das große Revival antiker Marktplätze, kommunikativen Wohnformen gegen die Einsamkeit und der Antwort auf die Frage, wie viel Quadratmeter wir tatsächlich brauchen, um glücklich zu sein.

Wir leben in einer zunehmend schnelllebigen, technologisierten und digitalisierten Welt – welche emotionale Bedeutung wird für uns künftig das eigene Zuhause haben und wie werden sich unsere Ansprüche nach Individualität oder auch Mobilität darin widerspiegeln? Historisch gesehen hat sich die Funktion dessen, was man als ein Zuhause bezeichnen würde, sehr stark verändert. Vor langer Zeit lebten die Menschen noch in Höhlen und suchten dabei in erster Linie Schutz. Die Ackerbaugesellschaft, als man in Hütten wohnte, brachte dann das Territorium ins Spiel und das Industriezeitalter schließlich die bewusste Schaffung eines Zuhauses als Zufluchtsort. In der heutigen

Wissensgesellschaft ist das Zuhause ein Dreh- und Angelpunkt, der im Grunde einen Ausgangspunkt für Mobilität bietet: sowohl geistig als auch körperlich. Die Ansprüche an das Zuhause und dessen Definition sind viel komplexer als jemals zuvor.

Zusammenleben auf engstem Raum

Der Philosoph und Schriftsteller Alain de Botton wies in „Glück und Architektur“ darauf hin, dass sich unser Leben in nur wenigen Generationen so stark verändert hat, dass „unser Zuhause uns nicht eine dauerhafte Unterkunft oder eine Möglichkeit zur Aufbewahrung unserer Kleider bieten muss, um diesen Namen zu verdienen. Ein Zuhause kann ein Flughafen oder eine Bibliothek, ein Garten oder eine Autobahnraststätte sein“.

Wir haben uns faktisch von einem einfachen dualistischen System von einfacher Arbeit und einfachem Zuhause zu – wie es Peter Sloterdijk ausdrückt – einem komplexen Sphärensystem entwickelt. Zu Hause ist

mehr und mehr eine flexible Basis für Metamobilität, die in mehreren Dimensionen funktionieren muss. Die Weltbevölkerung wächst unaufhörlich, Baugründe und Wohnraum werden immer knapper – die Städte werden immer voller, die Gesellschaft ist im Umbruch. Wie wird sich das Zusammenleben auf immer enger werdenden Raum in Zukunft gestalten?

Es kommen große Herausforderungen auf uns zu. Die großen Themen für die nächsten Jahrzehnte sind Bevölkerungswachstum, fortschreitende Alterung der Gesellschaft, steigende Urbanisierung und dramatische soziokulturelle Veränderungen mit vielen neuen Lebensmodellen. Natürlich wird man in einer immer größer werdenden Großstadt den Luxus von 40 bis 50 Quadratmetern pro Person auf Dauer nicht aufrechterhalten können. Wir werden aber auf nichts verzichten müssen. Wir müssen nur umdenken – sozusagen von „square meters to shared metres“. Das heißt: es wird in Zukunft nicht mehr darum gehen, wie viele Quadratmeter man hat, sondern mehr um die Qualität der Nachbarschaft und das Angebot von „Shared Spaces“.

Auslagern ist sozial-kommunikativ

Ich denke, das sukzessive Auslagern von Komfort in den öffentlichen und halböffentlichen Bereich ist nicht nur ein effektiver ökonomischer Schritt, sondern auch eine soziale, kommunikative Notwendigkeit. Es gibt immer mehr Singles, und in manchen Städten beträgt der Anteil der Single-Haushalte fast 50 Prozent. Wenn wir uns da im Wohnen nicht zusammentun, dann werden wir zusehends vereinsamen. Es geht um ein anderes Denken und neue kommunikative Wohnformen gegen die Einsamkeit. Man kann sagen, das ist eine Art WG-Revival auf hohem Niveau mit Co-Working-Spaces, ein Gym, ein Spa, eine Bibliothek, ein Kino, Gästezimmer und vieles mehr – eine Infrastruktur, die sich ein Einzelner gar nicht leisten könnte. Im Bestreben einer ausgeglicheneren Work-Life-Balance: welche Überlegungen werden künftig in den modernen Wohnbau miteinfließen?

Der heilige Gral der Architektur lautet Flexibilität. Alle reden von Anpassungsfähigkeit, von Adaptierbarkeit, von modularem Wohnen wo es möglich ist, Module und Elemente dazuschalten und wieder abzugeben, wenn man sie nicht mehr braucht. Und von Work Life Balance: Das Motto lautet Lebensraum statt Wohnraum oder Lebensform statt Wohnform. Zum Beispiel eine räumlich adaptierte Wohnung, die sich den Veränderungen des Lebens anpasst und durch ein öffentliches Wohn-Zimmer oder Co-Working-Space vergrößert wird.

Welche Rolle spielt dabei das ökologische Bewusstsein?

Es gab eine Phase, in der viele Passiv-Häuser gebaut wurden. Meiner Meinung nach wäre es wichtiger, Aktiv-Häuser zu bauen – also Gebäude, die mehr Energie produzieren als sie brauchen. Diese Energie kann man verkaufen und ins allgemeine Stromnetz einspeisen. Ich denke, das ist der Weg, den die Architekten in den nächsten Jahren gehen sollten. Wenn es um Baumaterial und Innenarchitektur geht, dann ist die nächste Stufe von der Nachhaltigkeit die „Cradle-to-Cradle“-Bewegung. Bei Cradle-to-Cradle (von der Wiege zur Wiege) handelt es sich um ein Konzept, das Konsumieren ohne schlechtes Gewissen möglich macht. Es geht nicht darum, Abfall zu vermeiden, sondern viel mehr darum, dass darauf geachtet wird, dass der produzierte Abfall wieder Nahrung für neue Produkte sein kann.

Städte als der Lebensraum der Zukunft: worauf werden Städteplaner künftig ihr Hauptaugenmerk lenken müssen?

Es wird viel geredet über attraktive öffentliche Gemeinschaftsflächen, hyper-konnektive Städteplanung und darüber, was eine intelligente Stadt ausmacht. Aber es gibt wenig Konsens darüber, wie eine Stadt in Zukunft noch besser funktionieren kann für alle Menschen. Einige sagen, man brauche mehr Konnektivität, andere fordern mehr Differenzierung. Vielleicht können wir uns

Anregungen aus der Vergangenheit holen, als im alten Griechenland die Agora ein Fundament für eine stabile und glückliche Gesellschaft war. Wörtlich übersetzt bedeutet Agora „Treffpunkt“ und war in den Stadtstaaten des antiken Griechenlands von zentraler Bedeutung. Sie war ein Platz, wo ein Austausch stattfand: ein Marktplatz nicht nur für Handwerker und ihre Waren, sondern auch für Ideen und Ankündigungen, die das öffentliche Leben betrafen.

Das Agora-Prinzip ist eines der Kernelemente des heutigen Trends zu kooperativem Leben. Der Philosoph Peter Sloterdijk sagte dazu einmal: „Jemand, der ein Haus baut, macht damit eine Aussage zur Beziehung zwischen der Welt als Wohnraum und der Welt als Agora.“ Eine der Ideen, wie man

eine moderne Form der Agora schaffen könnte ist es, für mehr öffentlichen Raum innerhalb von Gebäuden zu sorgen. Mit Ausnahme von Bahnhöfen wird öffentlicher Raum im Allgemeinen als Raum im Freien angesehen. Kjetil Trædal Thorsen, einer der Partner des Architekturbüros Snohetta, vertritt die Ansicht, „dass wir uns im vielschichtigen System unseres Stadtbildes der Zukunft auf den öffentlichen Raum konzentrieren müssen, der sich innerhalb der Gebäude befindet – und dass wir diesen Raum zugänglich machen müssen.“

Unabhängig davon, ob die Agora (the Civic Living Room: öffentlicher Wohnraum) im Gebäude oder außerhalb zu finden ist: eines der Probleme, denen sich Städteplaner heute gegenübersehen, ist die mangelnde Differenzierung von Raum, d. h. Einheitsflächen nehmen durch eine Über- oder sogar Untergentrifizierung immer mehr öffentlichen Raum ein. Damit das Agora-Prinzip funktioniert, brauchen wir Diversität im öffentlichen Raum: bei Ideen, Waren, Dienstleistungen und nicht zuletzt bei den Menschen.

Die große Herausforderung der zukünftigen Städteplanung liegt im Spannungsfeld zwischen Konnektivität und Individualität.



Oona Horx-Strathern

Die gebürtige Britin Oona Horx-Strathern ist Trendforscherin, Journalistin und Autorin. Gemeinsam mit ihrem Mann Matthias Horx leitet sie das Zukunftsinstitut Horx – eines der einflussreichsten europäischen Think Tanks zur Zukunftsforschung.

Text: Gerlinde Tschepplak